

ANDREAS SCHMIDT

DEIN
LEBEN
GEHÖRT
MIR

be
THRILLED

vor die Stirn, dass es klatschte.

»Wie haben es hier offensichtlich mit Cybermobbing zu tun. Ob Sie, Herr Neumann, tatsächlich solche Neigungen im Internet ausleben oder nicht, wird sich im Zuge unserer Ermittlungen herausstellen«, sagte die Kommissarin und erhob sich. »Ich werde Ihren Telefonanbieter kontaktieren und dort einen Einzelverbindungs nachweis beantragen. Möglicherweise können wir, was Ihre Aktivitäten im Internet betrifft, auch über die IP-Adresse zurückverfolgen, wer Ihnen da ein faules Ei ins Nest gelegt hat.«

»Vergessen Sie nicht den Computer meines bisherigen Hauptauftraggebers«, erwiderte Paul. »Johannes Klein. Er hat ebenfalls eine diskreditierende Mail bekommen. Deshalb bin ich bis auf Weiteres ohne Job.«

»Wir bleiben in Verbindung.« Schneider griff in eine Tasche ihrer eng anliegenden Jeans und zog mit spitzen Fingern eine zerknitterte Visitenkarte hervor, die sie vor Paul auf den Tisch legte. »Hier.« Sie knickte die Ecken der dünnen Pappe gerade. »Da steht auch meine Handynummer drauf. Wir sollten in Verbindung bleiben, falls Ihnen noch etwas einfällt.«

»Ja.« Paul nickte und nahm die Karte an sich. »Das sollten wir.« Mit düsterem Blick verabschiedete er sich von der Kommissarin und verließ die Amtsstube.

Den Weg hätte ich mir sparen können, dachte er frustriert, als er durch den Nieselregen zu seinem Wagen eilte.

Nachdem er eingestiegen war, starrte er auf die Regentropfen, die sich auf der Windschutzscheibe seines SUV gebildet hatten und das Licht der entgegenkommenden Fahrzeuge brachen. Paul hasste es, machtlos zu sein. Und obwohl er nicht wusste, wer sein Gegner war, so bereitete ihm der Umstand Angst, auf sich allein gestellt zu sein.

Auf dem Heimweg hielt er an einem Blumengeschäft und kaufte einen Strauß roter Rosen für Maren. Es tat ihm leid, sie am Morgen so schroff behandelt zu haben. Er hoffte, dass sie nicht nachtragend war. Zugleich fürchtete er sich, ihr von der rätselhaften Mail zu erzählen, die ihn in der Nacht erreicht hatte.

Doch Maren war eine wichtige Verbündete, und um keinen Preis der Welt wollte er sie verlieren. Nun galt es für Paul, um sie zu kämpfen.

5.

Als Maren erwachte, hatte sie jedes Zeitgefühl verloren. Undurchdringlicher Nebel schien ihren Verstand zu umhüllen und lähmte ihr Denken. Es machte sie schier verrückt, zumal sie keine Ahnung hatte, was geschehen war.

Nun aber war sie hier – wo immer dieses Hier sein mochte. Ihr geschundener Körper war ein einziger Schmerz. Sie spürte, wie die Kälte an ihren Beinen hinaufkroch. Den Mund hatte man ihr zugeklebt; jedes Mal, wenn sie die Mundwinkel bewegte, spannte das Klebeband und bereitete ihr höllische Schmerzen.

Erst jetzt begriff Maren, dass man sie auf einen unbequemen Stuhl gefesselt hatte. Kabelbinder schnitten schmerzhaft in ihre Handgelenke, sobald sie versuchte, die Arme zu bewegen, die man ihr mit einem rauen Strick hinter dem Rücken zusammengebunden hatte. Ihre Fußgelenke waren mit Kabelbindern an die Stuhlbeine fixiert, während ihr Körper mit einem weiteren Strick an die steile Lehne gefesselt war.

Maren zerrte vergeblich an den Fesseln und gab schließlich erschöpft auf. Sie war gefesselt – hilflos ihren unbekanntem Peinigern ausgeliefert, an einem ebenso unbekanntem Ort. Um sie her war völlige Dunkelheit. Maren blinzelte, konnte die Finsternis aber nicht mit Blicken durchdringen. Von irgendwoher drang ein dumpfes, gleichmäßiges Tropfen an ihre Ohren. Womöglich ein Wasserhahn oder eine undichte Leitung. Ein muffiger Geruch lag in der Luft. *Schimmelpilz*, dachte Maren angewidert. *Man hat mich verschleppt und in einen vergammelten Keller gesperrt.*

Ihr Schädel dröhnte, als hätte sie letzte Nacht zu viel Alkohol getrunken. Langsam nur kehrte die Erinnerung zurück. Einzelne Sequenzen bauten sich vor ihrem geistigen Auge auf und fügten sich nach und nach zu einem Gesamtbild zusammen.

Es hatte an der Tür geklingelt. Sie hatte geöffnet – um dann von hinten eins übergebracht zu bekommen. Das ließ nur einen Schluss zu: Jemand hatte sich bereits im Haus aufgehalten, um sie im richtigen Moment von hinten niederzustrecken. Und da war dieser unheimliche Mann an der Tür gewesen. Ein Kerl wie ein Schrank, groß und breit, mit finsterer Miene ...

Als Maren versuchte, sich an sein Gesicht zu erinnern, war da nur ein grauer Schleier. *Der Hut*, fiel ihr ein. *Er hat einen Hut getragen, um nicht erkannt zu werden.*

Maren schluckte. Ihre Kehle war wie ausgedörrt. Ein pelziger Geschmack breitete sich in ihrer Mundhöhle aus. Sie musste unbedingt etwas trinken, wenn sie nicht verdursten wollte. Panik stieg in ihr auf. Sie holte tief Atem und versuchte, trotz des Klebebandes vor ihrem Mund um Hilfe zu rufen.

Nichts rührte sich. Als Maren die Luft anhielt, um in die Dunkelheit zu lauschen, vernahm sie kein noch so leises Geräusch. Nacktes Entsetzen überkam sie. Sie war alleine

an einem Ort, den sie nicht kannte, hilflos einem namenlosen, unbekanntem Peiniger ausgeliefert. Dieser Gedanke genügte, um Maren an den Rand einer Ohnmacht zu bringen.

Erst jetzt bemerkte sie ein winziges rotes Licht, das wenige Meter von ihr entfernt im Dunkeln blinkte. Was hatte das zu bedeuten? War es das Sendesignal einer Kamera? Wurde sie beobachtet?

Maren ahnte nicht, dass sie sich bereits mitten in einem teuflischen Spiel befand.

*

»Ich bin da«, rief Paul, als er den Fuß über die Türschwelle gesetzt hatte.

Er wunderte sich, dass im Flur nur die kleine Lampe auf der Kommode brannte. Maren hatte sich angewöhnt, das Haus förmlich mit Licht zu fluten, wenn sie alleine war. Sie war ein ängstlicher Mensch; hinzu kam ihr Faible für Geistwesen und solchen Unsinn, an den Paul keinen Gedanken verschwendete. Für ihn existierten nur Wesen, die er sehen und anfassen konnte. Und für ihn endete das Leben mit dem Tod, daran gab es nichts zu rütteln.

Paul fuhr zusammen, als hinter ihm die Haustür mit einem lauten Knall zuschlug. Offensichtlich herrschte Durchzug im Haus.

Paul schüttelte sich, streifte den nassen Mantel ab und hing ihn ordentlich auf den Bügel der Garderobe, bevor er in die Küche trat, um den mitgebrachten Blumenstrauß auszupacken. Eine kleine Geste, eine Entschuldigung für sein rüdes Verhalten am Morgen.

Die Küche war aufgeräumt; nur die beiden benutzten Tassen vom Frühstück standen auf der Arbeitsplatte. Paul bemerkte irritiert, dass die Kaffeepad-Maschine leuchtete. Seltsam. Maren schaltete das Gerät immer aus, wenn sie es nicht benötigte.

Paul ließ den Blick durch die quadratische Küche schweifen; dann trat er an die Pinnwand. Sein Blick huschte über die meist handgeschriebenen Zettel. Die Terminkarte eines Arztes, bei dem Maren in der kommenden Woche eine Untersuchung hatte, der Kassenbon des letzten Einkaufs, der Flyer eines Pizza-Lieferdienstes und die Ansichtskarte aus Rom, die ihre Freundin Renate vor ein paar Wochen aus dem Urlaub geschickt hatte.

Keine Botschaft von Maren.

Eigenartig. Normalerweise hinterließ sie ihm eine Nachricht, wenn sie unerwartet das Haus verließ. Also musste sie hier sein, zumal ihr Wagen in der Einfahrt stand.

Als Paul ins Haus lauschte und keinen Laut vernahm, rief er noch einmal Maren Namen, erhielt aber auch diesmal keine Antwort.

Plötzlich fühlte er sich unwohl. Hier stimmte etwas nicht, ganz und gar nicht. Paul legte den Blumenstrauß mitsamt Papier in die Spüle. Die Blumen mussten warten.

Er trat zurück in den Flur. Aus heiterem Himmel bekam er es mit der Angst zu tun. Er konnte sein Gefühl nicht erklären, doch von einer Sekunde zur anderen beherrschte nackte Panik sein Denken und Handeln. Zu groß war die Sorge, Maren könnte etwas zugestoßen sein.

Paul spürte einen unsichtbaren Bleigürtel, der sich um seinen Oberkörper schloss. Stechender Schmerz in der Herzgegend ließ ihn aufstöhnen.

Nicht jetzt, schrie es in ihm. Bitte nicht jetzt.

Seit ein paar Wochen verspürte er immer wieder diese stechenden Schmerzen in der Brust. Natürlich wusste er, was das zu bedeuten hatte: Es waren die ersten Warnsignale seines Körpers, die einen Herzinfarkt ankündigten. Er arbeitete zu viel, hatte Terminstress und schlief oft zu wenig. Gesunde Ernährung und Sport kamen schon seit Langem zu kurz. Paul musste nur eins und eins zusammenzählen, um seine Chancen einzuschätzen, einem Infarkt zu entgehen. Er musste sein Leben von Grund auf ändern.

Aber jetzt war nun wirklich nicht die richtige Zeit dafür.

Schweißperlen standen Paul auf der Stirn, zugleich fror er jämmerlich. Er hielt die Luft an, atmete dann ein paarmal tief durch und sehnte den Augenblick herbei, in dem der Schmerz nachließ. Als der unsichtbare Bleigürtel sich endlich löste, setzte er die Suche nach Maren fort.

»Maren«, rief er mit erstickter Stimme. »Bist du da?«

Keine Antwort. Nichts rührte sich.

Nachdem Paul jedes Zimmer im Erdgeschoss durchsucht hatte, quälte er sich mühsam wie ein alter Mann die Treppe hinauf. Im Schlafzimmer entdeckte er ein frisch gemachtes Bett. Ein Luftzug streifte sein vor Aufregung erhitztes Gesicht. Verwundert stellte er fest, dass das Schlafzimmerfenster auf Kipp stand. Inzwischen regnete es wieder. Die Tropfen wurden von einem kalten Wind gegen das Glas gepeitscht. Paul fröstelte, trat an das Fenster und verschloss es.

Dann warf er einen Blick in den Kleiderschrank und schaute nach, ob irgendetwas fehlte, was auf eine längere Abwesenheit seiner Frau hindeuten könnte. Doch wie es aussah, fehlte nichts.

Das schlechte Gewissen für sein rüdes Verhalten am Morgen plagte Paul immer mehr. Er schloss die Türen des Kleiderschranks und begab sich ins Bad. Aber auch hier deutete nichts darauf hin, dass Maren eine Reise angetreten hatte.

Doch irgendetwas war anders. Paul überlegte fieberhaft, was es sein könnte, kam aber nicht darauf.

Er verließ das Bad und durchsuchte die restlichen Zimmer, doch von Maren fehlte jede Spur. Sie schien wie vom Erdboden verschluckt.

Paul stieg hinunter ins Erdgeschoss und ging in sein Arbeitszimmer. Mit einem tiefen Seufzer ließ er sich auf den Schreibtischstuhl sinken.

Während er angestrengt nachdachte, barg er das Gesicht in den Händen. Wenn Maren verschwunden war, musste es eine Erklärung dafür geben. Ja, er hatte sie am Morgen schroff abgewiesen, aber das war kein Grund, ihn Hals über Kopf zu verlassen.

Wo also konnte sie ein?

Maren hatte einen großen Freundeskreis, doch Paul war sich bewusst, dass sie die meisten Kontakte in ihrem Handy abgespeichert hatte, und ...

Das Handy!, schrie es in ihm. *Warum fallen einem die einfachsten Dinge immer zuletzt ein?*

Paul griff zum Hörer des Festnetztelefons und rief im Menü Maren's Handynummer auf. Nach dem dritten Freizeichen meldete sich die Mailbox. »Maren, wo steckst du?«, sagte Paul. »Melde dich bitte, ich mach mir Sorgen ...« Er stockte kurz. »Es tut mir leid wegen heute Morgen. Bitte, ruf an.«

Er holte tief Luft und legte auf.

Es gab nur noch eine weitere Nummer, die im Haustelefon abgespeichert war – die Nummer von Marens Freundin Renate. Paul seufzte, als stände ihm ein schwerer Weg bevor, ehe er die junge Architektin anrief. Sie meldete sich bereits nach dem zweiten Freizeichen. Stichwortartig schilderte Paul, was geschehen war.

»Nein«, sagte Renate. »Bei mir ist sie nicht, und ich habe auch schon ein paar Tage nichts mehr von ihr gehört. Eigentlich ungewohnt, normalerweise telefonieren wir fast täglich.«

»Und du hast keine Ahnung, wo sie sein könnte?«

»Leider nicht. Gib mir eine Stunde. Ich denke nach und melde mich, sobald ich eine Idee habe.«

Paul atmete auf. »Danke«, sagte er erleichtert.

Nachdem er aufgelegt hatte, griff die Einsamkeit des Hauses wie mit eiskalten Klauen nach ihm. Es kam selten vor, dass Paul sich so allein und hilflos fühlte. Er trat ans Fenster, blickt minutenlang hinaus in den verwilderten Garten. Der Regen hatte nachgelassen, aber noch immer wirkten die Pflanzen und die bemoosten Gehwegplatten vergessen und trostlos.

Paul seufzte. Er steckte in einer Krise, die inzwischen sein ganzes Leben erfasst hatte. Irgendjemand hatte es auf ihn abgesehen, und er hatte nicht die leiseste Ahnung, wer das sein könnte. Sicher, es gab den einen oder anderen Mandanten, der sich schlecht beraten fühlte und nicht gut auf ihn zu sprechen war. Aber war das ein Grund, sein Leben zu zerstören?

Oder war es doch ein Konkurrent, wie er Klein gegenüber vermutet hatte?

Johannes Klein. Sein ehemals wichtigster Mandant hatte die Zusammenarbeit mit ihm aufgekündigt, vorerst jedenfalls. Seine Frau war spurlos verschwunden, und die Polizei hatte ihm kein Wort geglaubt, als er wegen seiner Fakeprofile auf den Seiten mit kinderpornografischen Inhalten Anzeige gegen Unbekannt erstattet hatte.

Viel schlimmer kann es nicht mehr kommen, dachte Paul.

Er zuckte zusammen, als es an der Haustür klingelte. Sofort war der Druck auf der Brust wieder da. Paul riss sich vom Anblick seines Gartens los, ging zur Tür und öffnete.

Und erschrak.

Vor ihm standen drei Gestalten mit finsternen Gesichtern.

Kommissarin Schneider, der unsympathische Surfertyp und ein weiterer Mann, den Paul noch nie gesehen hatte.

Es konnte nichts Gutes bedeuten, dass die Kripo hier auftauchte.

»Dürften wir kurz hereinkommen?«, fragte die Kommissarin.

»Ich fürchte, ich habe keine andere Wahl«, entgegnete Paul mit belegter Stimme, bevor er den Eingang freigab und die Beamten ins Haus ließ.